



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 129.

Montag, 4. Juni.

1928.

(A. Fortsetzung.)

Im langen Bruch.

Roman von Saint Alfred von Boern.

(Nachdruck verboten.)

Die Augen des jungen Mädchens füllten sich mit Tränen, zögernd streckte sie die Hand aus.

„Ach, bitte, seien Sie mir nicht böse, ich habe es doch nicht gewußt, nicht mit Absicht getan, meinnetwegen nehmen Sie die Büchseflinte“, sie nahm das Gewehr von der Schulter und hielt es Jochen hin, „aber lassen Sie mir nur die Krone, es ist ja mein Erster!“

Lühe hing die Waffe über die Schulter.

„Es tut mir aufrichtig leid, Ihren Wunsch nicht erfüllen zu können, aber glauben Sie, daß Ihr Oberförster mich im gleichen Falle ohne weiteres gehen lassen würde?“

„Oh, — das wäre etwas ganz anderes, Sie kennen die Grenzen und, — und — — —“

„Unkenntnis des Gesetzes schützt nicht vor Strafe, Gräfin, vielleicht werden Ihnen mildernde Umstände zugebilligt, — aber so drei bis vier Wochen kann's immerhin kosten!“

„Was denn?! Was denn?!“ Herthas Augen sprühten, und ihre kleinen Hände ballten sich. „Sie wollen Anzeige erstatten, gerichtlich gegen mich vorgehen?“

Wie sie so da stand, war sie bildhübsch, die gerten-schlante Gestalt hochaufgerichtet, daß man die weißen, blühenden Mausezähnen sah. Jochen fühlte, daß ihm ganz eigentümlich warm unter der Rodenjacke wurde, aber wenn er jetzt nachgab, hatte er für alle Zeiten verspielt.

„Gnädigste Gräfin, selbst auf die Gefahr hin, mir Ihre dauernde Ungnade zuzuziehen — — —“

Doch sie ließ ihn gar nicht zu Worte kommen: „Wissen Sie, was Sie sind, ein Ruppfaß, ein ganz knietischer, jagdneidischer Ruppfaß! Wenn Sie eine Dame so lange vergeblich bitten lassen, dann verzichte ich überhaupt auf Ihren Großmut, daß Sie's nur wissen!“

Das war wieder die wilde, tolle Hertha von ehemals, die biß und kratzte wie eine junge Wildkatze, wann irgendetwas nicht nach ihrem Köpfchen ging.

„Hertha!“

Das junge Mädchen hatte die Hände vor das Gesicht geschlagen und weinte aus Scham und Wut.

„Hertha!“

Aber da fuhr sie herum und blickte ihn an.

„Ich verbitte mir jede Vertraulichkeit, Herr von der Lühe, für Sie bin ich die Gräfin Steinrück!“ und ehe er sich noch von seinem Staunen erholt hatte, schritt sie schon quer über die Wiese, das Köpfchen trotzig in den Nacken geworfen.

Der lange Jochen stand ganz kleinlaut und verdattert da; er kam sich vor wie ein heruntergeputzter Schuljunge, da hatte er wieder mal etwas Nettes angerichtet, aber wer konnte, ja, wer konnte auch denken, daß das dumme Mädchen die Sache gleich so tragisch nehmen würde?! Und seufzend machte sich Lühe daran, den Bod auf seine breiten Schultern zu laden.

Im Bestand war es schon ganz dunkel geworden, eine Gule strich unhörbar leise den Pfadweg entlang, und drüben, im „langen Bruch“ rief ein Käuzchen: „Kuu — witt — Kuu — witt!“

Noch niemals war Jochen der Weg so lang vorge-

kommen, wie heute. Zu albern hatte er sich benommen, wenn er es recht bedachte, da wäre nun die schönste Gelegenheit gewesen, mit den Steinrückern wieder zusammenzukommen, und statt den Großmütigen zu spielen, hatte er alles getan, um das arme Mädchen zu ärgern und in Angst und Schrecken zu versetzen.

Donnerwetter, wie hübsch sie in den zehn Jahren geworden war, keine eigentliche Schönheit, aber das selbe liebe runde Kindergesicht, wie ehemals, dies prachtvolle, fest angewachsene, kastanienbraune Haar, und dann diese Augen, Jochen von der Lühe überließ es heiß und kalt, wenn er daran dachte!

Unfinn! Er gab sich einen energischen Ruck, was ging ihn die Gräfin Hertha Steinrück an, und er machte den Versuch, den „finnischen Reitermarsch“ zu pfeifen, aber es kam nur ein mickriges Krächzen heraus.

Durch die Stämme bligten Lichter auf, der Wald lüftete sich, und wenige Minuten später stand Lühe vor der breiten Freitreppe des Brieower Herrenhauses.

Förster Unger kam ihm entgegen.

„Ah, — Weidmannsheil!“

Jochen warf den Bod zur Erde.

„Brechen Sie ihn nur gleich auf, Mamsell soll das Geweih sofort ablocken! Das Gewehr reinige ich selbst!“

Der Beamte warf einen erstaunten Blick auf die Büchseflinte, aber da es Lühe nicht für notwendig hielt, weitere Aufklärungen zu geben, wagte er nicht zu fragen.

Langsam, als hätte er Blei in den Gliedern, stieg Jochen die Treppe empor, während der Förster den Bod bei den Läusen sagte: „hm, hm, scheint schlecht Wetter zu sein, aber ein kapitaler Kerl, freut mich, daß den „die da drüben“ nicht erwischt haben!“

Wie ein Wirbelwind stürmte Hertha ins Zimmer.

„Väterchen! Ach, Väterchen! Es ist unerhört!“ und sie brach in einen Strom von Tränen aus.

Graf Steinrück ließ die „Kreuzzeitung“, in der er gelesen hatte, sinken, legte die Zigarre auf den Aschenbecher und lehnte sich in den Rollstuhl zurück.

„Nanu, Kleine, wo brennt's denn? Du hast wohl vorbeigefunkt, was?“

„Wenn's bloß das wäre, aber — aber —“, und nun berichtete sie in hastigen, überstürzten Worten.

Der alte Herr hatte schweigend zugehört, zwischen seinen Brauen erschien eine kleine Falte.

„Das ist allerdings stark, mehr als stark, aber von Lühe war nichts anderes zu erwarten, er ist der Sohn seines Vaters, und, wie die Dinge liegen, ist er in seinem Recht, wir müssen eben abwarten.“

„Um Gottes willen, du glaubst doch nicht, daß er wirklich Anzeige erstatten wird?“

Graf Steinrück zuckte die Achseln.

„Zuguttrauen ist es ihm schon!“

Hertha zog die Unterlippe zwischen die Zähne und wehrte „Anieper“, den Dadel, ab, der sich an sie heran-drängte.

„Wie kommt es nur eigentlich, daß wir mit den

Briehowern auf so schlechtem Fuße stehen? Krüher war das doch anders!"

"Wie das kam?!" Graf Albert richtete sich mit einem Ruck auf, und seine Stimme klang hart und metallisch:

"Sieh mal, Kind, es gab eine Zeit, in der Ernst von der Lühe und ich die dicksten Freunde waren, Freunde, die füreinander durch Feuer und Wasser gingen. Aber, wie es so zu gehen pflegt, wir hatten beide eine Leidenschaft, die Jagd, und da gibt es einen Punkt, bei dem selbst die dauerhafteste Freundschaft in die Brüche gehen kann. Ja, wenn es sich um einen lumpigen Bod gehandelt hätte, aber so — doch ich will dir die Sache ausführlich erzählen:

Das ist nun zehn Jahre her, ich weiß den Tag noch wie heute. Der Forstmeister, damals war von Rosenow noch Oberförster, hatte uns zum Kiegehn auf Rotwild eingeladen, und Lühe bekam seinen Stand neben mir an einem Rahltschlag. Wir führten beide die gleichen Doppelbüchsen, elf Millimeter, mit derselben Munition.

Die Treiber waren kaum angegangen, als ein starkes Rudel, mit einem ganz kapitalen, ungeraden Bierzehrender zum Schluß, mitten zwischen uns durchbrach.

Wir schossen in demselben Augenblick, und der Hirsch brach nach wenigen Fluchten verendet zusammen.

Ich war genau auf dem Blatt angekommen, du weißt, ich bin meiner Kugel unbedingt sicher, und Jagdfeiber kenne ich nicht.

Nach dem Trieb gingen wir an den verendeten Kapitalen heran, er hatte nur eine Kugel, Einschuß und Ausschuß mitten auf dem Blatt, welches aber der Einschuß, und welches der Ausschuß war, ließ sich nicht feststellen, beide wiesen genau Kalibergroße auf.

"Donnerwetter, Albert, das ist mein stärkster Hirsch, ein richtiger Ausstellungshirsch!"

"Dein Hirsch?!" Ich kippte den Lauf und zeigte ihm die abgeschossene Hülse, er war ganz perplex.

"Was denn? Du hast auch geschossen?"

"Allerdings!"

"Dann müssen unsere Schüsse in derselben Sekunde gefallen sein! Wo sitzt denn die Kugel?!"

"Hier!" Ich zeigte auf das Blatt.

"Ja, da habe ich aber auch hingehalten!"

Ich suchte die Kugel. —

"Dann hast du eben vorbeigeschossen!"

"Oder du!"

"Nein, du!"

Inzwischen war Rosenow herangekommen.

"Gratuliere! Gratuliere! Wem von den Herren darf ich den Bruch reichen?"

An unserem verlegenen Schweigen merkte er, daß irgend etwas nicht in Ordnung sei, aber schließlich mußten wir doch berichten.

"Hm", die Geschichte war dem guten Rosenow offenbar sehr fatal. "Da bleibt nichts übrig, als den Hirsch an Ort und Stelle aufzubrechen, dann werden wir ja gleich sehen, wie der Schußkanal verläuft!"

Dieser Rat wurde befolgt, doch es war wie verhezt, der Gemeinte trug noch viel Geist auf den Rippen, der Wundkanal hatte sich längst geschlossen, und weder aus der Schweisfährte noch aus den kurz abgestanzten Schnitthaaren ließ sich Genaueres feststellen.

Schließlich verfiel Rosenow auf einen Ausweg.

"Vielleicht wäre es am richtigsten, wenn ich Gemeintem und Haken behielte, ich möchte aber auch keinem von Ihnen zu nahe treten, sind die Herren einverstanden, daß das Los entscheiden soll?!" Ich nehme in jede Hand einen Grashalm, wer den längeren zieht, erhält das Gemeintem, wer den kürzeren zieht, die Haken!"

Lühe stimmte sofort zu und, wenn ich mich nicht lächerlich machen wollte, mußte ich mich, wohl oder übel, mit der Entscheidung abfinden.

Als der Ältere sollte ich zuerst wählen.

"Rechts!" rief ich nach kurzer Überlegung, und — ich hatte den kleineren Halm erwischt! Lühe strahlte, ich weiß nicht, aber es kam mir so vor, denn natürlich ärgerte ich mich, und ich möchte heute noch einen Eid darauf ablegen, daß es meine Kugel war, die den Hirsch streckte.

Wir machten dann noch ein paar Triebe, die aber ergebnislos verliefen, das heißt, ich verpaßte zweimal

Wild, denn unausgesetzt beschäftigte mich der Gedanke, wie ich doch noch in den Besitz des Gemeintes, das mit Zug und Recht mir gehörte, kommen könnte.

Lühe und ich hatten denselben Heimweg, natürlich benutzte ich sofort die Gelegenheit, um anzubahnen.

"Sieh' mal, Ernst, du hast doch schon weit mehr kapitale Hirsche geschossen als ich, würdest du dich nicht doch entschließen können, mir das Gemeintem abzutreten?"

Er liebte die nutzbraunen, weit ausgelegten Stangen mit den erbsengroßen Perlen.

"Ich würde es ohne weiteres tun, wenn ich nicht genau wüßte, daß der Hirsch meine Kugel hat, auf vierzig Gänge schieße ich nicht vorbei!"

"Ich auch nicht!"

"Aber diese Streitfrage haben wir uns heute schon einmal unterhalten!"

"Wenn ich dir nun aber, so lange ich lebe, die Jagdgerechtigkeit im 'langen Bruch' abtreten würde?!"

"Und wenn du mir alle Schätze Gollondas bietest, das Gemeintem bekommst du nicht!"

Aber, ich gebe dir mein Ehrenwort, daß ich den Hirsch geschossen habe!"

"Nah, ebenso kann ich dir ehrenwörtlich versichern, daß er nur meine Kugel hat!"

"Dann wäre also einer von uns ein Lügner!"

Lühe sah mich scharf an.

"Das Wort hast du zuerst gesprochen, nicht ich!"

"Zum letztenmal, Ernst, bei unserer Freundschaft, ver-lange, was du willst, aber laß mir das Gemeintem!"

"Nein!"

"Dann trennen sich von heute an unsere Wege!"

"Ich kann es nicht hindern, Albert, tu', was du nicht lassen kannst!" (Fortf. folgt.)

Viel tausend Wege.

Viel tausend Wege sind in unserm Leben
Wie weite Brücken, über die wir schreiten.
Und manchmal will uns nur der Schmerz begleiten,
Obwohl wir hoffend in die Zukunft streben.

Doch manchmal dürfen wir ein Licht erkennen,
Das hell an einem Weg uns will empfangen.
Wir fühlen warm den müden Leib umfassen
Und können wiederum uns glücklich nennen.

An jedem Wege werden Blumen stehen,
Die trotz den Schatten sanfte Düfte spenden
Und uns begrüßen mit des Lebens Zeichen;
Wir werden fröhlich wieder weiter gehen
Und die Gedanken immer lichtwärts senden, —
Noch manchmal werden wir ein Ziel erreichen.

Franz Dingia.

Der Abschied.

Von Marie Amélie v. Godin.

• Schon im Hut Schritt Elisabeth Deidenhofen rasch über die breite Marmortreppe ihres Hauses — des Hauses ihres Vaters. Ihr Kleid, das sie über die lichten Fliesen schleppen ließ, raschelte dabei mit dem merkwürdig pridelnden Rascheln ganz dünner Seide.

"Zum letztenmal" dachte sie, und ihr Blick glitt über die hellen Wände des Treppenhauses, über die in diese Wände eingelassenen hohen und schmalen Spiegel, vor denen Ficus und Dattelpalmen in dunklen Töpfen standen, und die alten, bunten Blumenstöcke eines niederländischen Meisters über Spiegeln. Und plötzlich fiel ihr auf, wie schön das alles eigentlich war. Unversehens war es ihr wie beseelt. Kalt hatte sie stets dies Treppenhaus gefunden, fast quälend starr, und jetzt mit einem Male vertraut, besänftigend, sie empfand die wohlthuende Harmonie dieser kühlen Töne noch nie so beschwichtigend, so vornehm ausgleichend wie jetzt.

Als sie in das Frühstückszimmer treten wollte, kam Elisabeth ihr Mann entgegen. Er sah sie forschend an und fragte dann: "Muß das wirklich sein?"

Sie hob den Kopf höher und richtete sich ganz gerade auf. "Ja", antwortete sie nur und ging an ihm vorüber, aber es durchfuhr sie wie ein Schred, wie hart ihre Stimme gegen die seine geklungen hatte. War seine Frage nicht wie eine Bitte gewesen — jetzt — in diesen letzten Stunden, da im Vestibül draußen ihre Koffer schon aufgepackt lagen, jetzt, so kurz vor Abgang ihres Zuges. Das hatte sie nicht

erwartet. Sie hatte geglaubt, er werde sie ziehen lassen, obwohl er wußte, daß sie nicht wiederkommen werde — ohne ein Wort, ohne eine Regung des Bedauerns.

Und nun war dies Weiche, Bittende in seinem Ton gewesen. Als sie freilich nun an ihm vorüberstritt, als habe sie seine Frage nicht als Bitte empfunden, drängte er nicht weiter in sie.

Elisabeth setzte sich an den immer zierlich gedeckten Tisch, gerade ihrer Schwiegermutter gegenüber. Ihr Mann nahm den Stuhl zu ihrer Linken, zwischen den beiden Frauen.

Auch darüber wunderte sich Elisabeth — sie hatte irgendwie nicht erwartet, daß er so in der letzten Stunde bei ihr sein würde.

„Guten Morgen“, begrüßte sie ihre Schwiegermutter, während sie Platz nahm und rasch den heißen Kaffee in die Schale goß, und nickte der alten Dame zu.

Aber sie bekam zur Antwort nur einen Blick — einen ersten traurigen Blick, wie ihr schien.

War nicht auch ein Vorwurf darin?

Elisabeth führte die Schale mit dem duftenden heißen Getränk an die Lippen. Vorwurf? Diese gütige Frau hatte sie doch immer verstanden, war immer voll Liebe und Mitleid mit ihr gewesen — von der Stunde an, da sie selbst, bestens Willens, in dies Haus gekommen war, wo sie allein Enttäuschungen und Kränkungen (ach, diese Kränkungen ohne Worte, nur durch Abwesenheit jeder warmen Zärtlichkeit), nur Leidenschaft statt Liebe (und welch kurze, flüchtige beleidigende Leidenschaft) gefunden hatte. Wahrhaftig, diese liebe Frau wollte sie nicht aus ihrem Leben verlieren. Das stand fest, schreiben wollte sie ihr, wiedersehen wollte sie sie. Was sie an guten, trauten Stunden in diesem Hause erlebt hatte, dankte sie ihr.

Von dem Brötchen, das sie sich strich, wanderte ihr Auge hinüber zu dem weißen Scheitel. Ihre Schwiegermutter hatte nach ihrer Stridarbeit gegriffen und zu arbeiten begonnen. Das seine, vornehme Gesicht war aber unsagbar traurig dabei. . . Oder dünkte es Elisabeth nur so?

Plötzlich fiel der jungen Frau ein, daß sie dieser Greisin viel an Güte schuldig geblieben war. Auf Händen hätte sie sie tragen müssen — und hatte sich nur hegen lassen. Sie erinnerte sich plötzlich genau: vor einer Woche hatte sie mit ihrer Schwiegermutter auf der großen Gartenveranda gesessen und die alte Frau hatte gestirnt, wie heute, und plötzlich war der Gartnäuel ihren feinen, weißen Händen entglitten und über die Stufen bis in den Garten gerollt. Und nun fiel heute Elisabeth ein, es kam ihr in den Sinn, wie wir uns plötzlich einer Verfehlung erinnern — sie war nicht aufgestanden, der alten Frau das Garn wieder zu holen, sondern sie hatte ihre Schwiegermutter sich erheben und selbst danach bücken lassen. Damals hatte sie sich weiter keinen einzigen Gedanken darüber gemacht — und jetzt fiel es ihr plötzlich schwer aufs Herz — wie eine Lieblosigkeit ohnegleichen. Sie stand ja heute wie an einem Grabe, wo uns ein einziges böses Wort in der Erinnerung durch Jahre quälen kann mit fruchtloser Reue. Wie eine Abrechnung war das nun plötzlich. Hatte sie dieser lieben, vornehmen, so unendlich gütigen Greisin wie dies einmal nicht noch oft ihre Liebe schlecht vergolten — genommen, genommen mit der größten Selbstverständlichkeit — und selbst nur gegeben, wenn ihr gerade die Laune danach stand?

„Es wird eine lange Fahrt werden“, sagte sie, um die Stille zu unterbrechen und ihre Gedanken, und errötete, denn es fiel ihr ein, daß diese Fahrt ihren Mann nichts mehr anging — daß es die Fahrt war, mit der sie sich für immer von seiner Seite losriß. Sie konnte und sollte ihn nichts angehen.

„Eine lange Fahrt, und ich fürchte, eine heiße Fahrt“, gab er ihr zur Antwort, und sie fühlte seinen Blick auf sich. Wie hatte sie diese immer gleiche, kühle Höflichkeit gehabt! Wie war sie von ihr gepeinigt worden. Wie durch Weitschweifigkeiten — wenn er sie durch seinen Mangel an Wärme, durch einen neuen Beweis seiner Gleichgültigkeit verletzt hatte, bis zum Blut des Herzens, und ihr dann entgegenkam, als sei nur das Ordnungsgemäße der Welt geschehen. Wahrhaftig, das war dann zu solchen Stunden in ihr erwacht.

„Du solltest die Fahrt unterbrechen“, fuhr er fort, „und dich eine Weile ausruhen. Achzehn Stunden Bahnfahrt ist zu viel für dich.“

Sie fühlte nun, daß er den Blick nicht von ihr wandte und fühlte auch etwas anderes als nur Höflichkeit in seinem Ton — etwas — das sie an die bittende Frage vorhin im Flur erinnerte — das sie wie jene erstaunte.

Achzehn Stunden hatte er gesagt — wußte er denn, wo sie sich mit ihrem Bruder traf — hatte er die Fahrt nachgeschlagen? Hatte das für ihn denn so viel Interesse, daß es ihm dieser Mühe wert erschien.

Sie dachte an das, was schließlich ihren Entschluß zur Reise gebracht hatte. Da war vor wenig Wochen ihr Geburtstag gewesen. Und er hatte ihr nicht einmal ein freundliches Wort dazu gesagt — obschon er all die Blumen der Freunde sah — obschon seine Mutter, trotz der großen Trauer

um den anderen Sohn, der ihr so kurz vorher in Frankreich gefallen war, sie mit Geschenken überhäufte. Fast den ganzen Tag war er außer Hause — abends im Klub — bis zum Morgen weggeblieben. Und war laut heimgekommen; sie sollte es hören, es wissen, sich gekränkt, gedemütigt, bis in den Staub gedemütigt fühlen. Das war der Trost gewesen, der über das volle Maß floß. Was wollte er also jetzt? Wie konnte ihn also jetzt, was sie tat oder litt, noch betreffen?

Sie zwang sich seinen Augen zu begegnen. Und empfand, daß unter seinem Blick ihr eine heiße Welle Blutes in die Wangen stieg. Denn da war unzweifelhaft in seinem Blick ein Kummer — oder doch eine Bewegung — ein Forschen; Gleichgültigkeit wie sonst — wie sie erwartet hatte — war es nicht.

„Du solltest“, nahm er die Rede wieder auf, „in Dresden über Nacht bleiben — glaube mir, es wird dir gut tun. Und dann schreibst du vielleicht an Mama zwei Worte, ob du gut angekommen bist.“

Es fuhr ihr ans Herz, wie ein Schmerz, ein Schreck, als er das aussprach; daß sie seiner Mutter schreiben sollte; er zeigte ihr also: „Ich weiß, daß du aus meinem Leben trittst“, und daß er doch noch von ihr erfahren wollte. Unwillkürlich suchte sie in seinen Augen zu lesen. Nein — das war keine Komödie — Komödie spielt er wohl überhaupt nie — nein, das war nie seine Art gewesen. Da war jetzt ein Flimmern in seinem Blick — gewiß nicht wie von Tränen — gewiß nicht — aber doch von Ergriffenheit — ein Suchen — ein Forschen — mehr noch als vorhin.

Plötzlich zwischen zwei Atemzügen stieg ihr der Gedanke auf: und gegen ihn, hatte sie gegen ihn nicht auch gekämpft — war nicht auch in ihrem Leben mit ihm der Knäuel, den sie achlos und lieblos nicht aufgehoben hatte? Hatte sie wirklich immer ihr Bestes gegeben?

Am Morgen noch — noch vor einer halben Stunde war sie so sicher gewesen — und jetzt plötzlich nicht mehr.

Jetzt kam ihr vielerlei in den Sinn, das sie nie bedacht hatte — und anderes, das allein sie gesehen hatte, entschwand ihr. Wie ein Rad, das sich dreht, dessen Speichen, die ehemals unten und verborgen waren, — sich plötzlich nach oben wenden, während die anderen dem Blick entzogen werden. Da war sein Bruder gestorben vor sechs Wochen. Sie wußte, er hatte ihn geliebt, vielleicht hatte er ihm von allen Menschen am nächsten gestanden. Hatte sie ihm auch nur gesagt, daß es ihr leid war? Der Mutter wohl — ihr wohl! Aber ihrem Manne nicht ein gutes warmes Wort. Die Dedeche war gekommen, sie hatte sie geöffnet und dann ihrem Manne gegeben, und hatte ihn verlassen, ehe er Zeit gehabt hatte, die Trauerbotschaft ganz zu erfassen. Sie wußte ganz genau jetzt — denn ihre Augen waren in dieser Abschiedsfreude unversehens hellsehend — sie hatte ihn verlassen, gerade, um ihm nichts Gutes sagen zu müssen.

Dann kam ihr Geburtstag, jener Geburtstag, der der letzte Tropfen gewesen war. Sie fragte sich nun, ob er sie denn getränkt hatte, um sich für dieses andere an ihr zu rächen? Warum hätte er im Grunde gut sein sollen, wenn sie doch keine Güte gehabt hatte.

Diese Gedanken!

Sie wollte nicht weiter denken. Ihr kam in den Sinn, daß sie noch gar nicht geantwortet hatte. „Ich werde Mama schreiben“, sagte sie, überlegte, wie sinnlos es war, nach der langen Pause wieder darauf zurückzukommen, und errötete aufs neue. Kam ihr denn ihre Schwiegermutter nicht zu Hilfe? Sie mußte ihre Qual doch fühlen! Als Elisabeth aber auf das liebe, alte Gesicht blickte, das ihr gegenüber immer noch über die Arbeit gebeugt war, las sie so deutlich, als habe die Greisin zu ihr davon gesprochen, neben der Trauer auch Mißbilligung in den vertrauten Zügen. Ja, Mißbilligung ganz gewiß.

Hatte Mama denn nicht geglaubt, daß sie sich wirklich losreißen würde? Aber nun sträubte sich ihr Stolz gegen all die Weichheit. So hatte sich ihre Schwiegermutter einfach geirrt und würde den Irrtum sehen!

Hastig brach sie ein Biskuit entzwei — knabberte daran.

„Es wird spät“, sagte sie, „es eilt.“

„Noch nicht“, entgegnete ihr Mann, „du wirst erlauben, daß ich dich beacleite.“

Da war die Weichheit wieder in ihr — und sie fühlte — auch in ihm! Diese sonderbare erinnerungsschwere Weichheit. Wieder antwortete sie nicht. Sie nahm ihre Handschuhe und begann sie sich überzustreifen. Und dabei gingen ihre Gedanken weiter. Wieder fiel ihr ein Tag ein, ganz am Anfang ihrer Ehe. Sie hatte damals ihren Mann noch geliebt. Oder sie glaubte ihn doch zu lieben.

Und sie wartete auf ihn, denn sie sollten am Abend zur Oper. Sie freute sich darauf. Dann kam er nach Hause und sie sah auf den ersten Blick — es war ihm irgend etwas widerfahren. Verstimmt sah er aus, fast kummervoll. „Ich kann heute abend nicht zur Oper gehen. Aber schick meine Mutter Botschaft, sie geht gewiß gerne mit dir!“ Sie war

über sich geraten vor Zorn und Enttäuschung, denn ohne ihn war es ihr kein Vergnügen. Und sie hatte sich doch so sehr gefreut. Ihr fiel ein, was man ihr warnend von ihres Mannes Gewohnheiten erzählt hatte. Wollte er die nun wieder aufnehmen — wollte er deshalb allein bleiben? Was sie ihm damals im Zorn gesagt hatte, das erinnerte sie sich heute nicht mehr. Aber so klar, als höre sie sie erst jetzt, waren ihr die Schlussworte ihres Mannes im Gedächtnis, als er sie nach der häßlichen Szene allein ließ. Er hatte sich bei der Tür noch einmal zu ihr gewendet: „Und bei alledem“, sagte er kalt und bitter, „hast du nicht einmal der Mühe wert gefunden zu fragen, warum ich nicht mit dir in die Oper gehen wollte — es konnte doch auch ein Grund sein, den selbst du hättest gelten lassen — ein Kummer. Freilich, da es sich um mich handelt, ist es wohl einerlei.“ Nein, damals hatte sie nicht gefragt — hatte diesen Worten in ihrer fast kindlichen Empörung keinen Wert und keine Folge gegeben. Aber jetzt, plötzlich, in dieser Abschiedsstunde, schien ihr, sie hätte den Grund gerne gewußt, — sie hätte fragen wollen. Wie konnte sie jedoch jetzt — heute — nach Jahren, danach fragen, wo dieser einen Szene so viele andere gefolgt waren.

Ja, ähnliche! Während sie die Handschuhe langsam, Knöpfchen für Knöpfchen schloß, wußte sie — in der Tat ähnlich waren sich diese Szenen gewesen — ähnlich zum Verwechseln. Immer hatte sie sich in ihren Erwartungen enttäuscht gefühlt und hatte sich nie gefragt, warum er wohl dazu kam, sie so zu enttäuschen. Ob ihm nichts fehlte, ob ihm nicht vor allem geholfen werden mußte. Ob er nicht auch und zuerst enttäuscht war, und warum.

Nein, wahrhaftig, sie hatte nicht all die Liebe und Güte gegeben, die sie sollte — die Bräuten schläng, die immer einen milden Weg zu finden weiß. Wenn sie heute wieder beginnen könnte, ganz anders würde sie alles sehen — beurteilen. Ganz anders würde sie sein.

Von ihren Handschuhen, die sie nun fertig übergestreift hatte, sah sie auf ihren Mann. Sie wußte, sie war ihm von vornhin noch eine Antwort schuldig. Und nun kam ihr unter dem Bild seiner Augen ganz heiß das Blut zum Herzen, ein Strom warmen Blutes. . . . Noch viel klarer, noch viel sicherer als vorhin, wußte sie: er fühlt wie du, er denkt zurück wie du.

Weich und gut war das Licht in seinen Augen. Da stand sie auf und ließ den Blick nicht von dem seinen. „Ich möchte bleiben“, sagte sie stehend, und hielt ihm schüchtern und flehend, daß er sie verstehen möchte, die Hand hin. „Ich werde es dir später erklären, wie das kam“, jedes Wort voll weicher Bewirrtheit.

Er nahm ihre Hand und zog seine Frau sachte in die Arme.

Reklame in China.

Von E. van Delden.

Würde der Leser sich plötzlich nach irgend einem Teile Chinas versetzt sehen, sei es nun Kwangtung im Süden, Szechuan im Westen, Manchuria im Norden oder irgend eine der östlichen Küstenprovinzen, etwas würde ihm sofort in die Augen fallen: die schreiende Reklame amerikanischer und europäischer (meistens britischer) Firmen.

Hier ist ein altes Stadttor, durch das man in die von Mauern umringte Stadt gelangt. Es steht schon über tausend Jahre, alt und ehrwürdig mühte es eigentlich auszuhalten. Der Eindruck ist jedoch vollkommen verwischt durch die in schreienden Farben gehaltenen Reklameplakate ausländischer Firmen. Das ganze Tor und die Mauern zu beiden Seiten sind damit beklebt. Hier ist eine Reihe von großen, roten Plakaten, durch welche britische Zigaretten angepriesen werden, dort gelbe, die eine amerikanische Patentmedizin empfehlen, daneben ein grünes mit dem Bilde einer weltbekannten Nähmaschine, und so noch viele andere.

Hinter dem Stadttor das Nachtlokal der Torwache. Das einstöckige Häuschen ist überall, wo es Platz bietet, bunt überklebt. Weiter. Die Straßen sind oft nur zwei Meter breit, aber jede ins Auge fallende Wand der anliegenden Häuser wird zur Reklame benutzt. An einem Tempel. Wir treten ins Innere. Unser Blick fällt zuerst auf den großen Buddha. Ruhig und zufrieden sitzt er auf seinem Piedestal. Zu seinen beiden Seiten befindet sich eine Reihe anderer Holz- und Steinfiguren. Kerzen brennen. Gläubige beten. Mönche in gelben Gewändern gehen ab und zu. Aromatischer Geruch durchdringt die Luft. — Die ganzen Seitenwände des Tempels starren von Reklame.

Nun wird man sich fragen: Ist das denn erlaubt? Der Chinese findet, daß die bunten, mit Pfauen, Drachen, Tigern und anderen Bildern verzierten Plakate die eintönigen Farben der Mauern und Tempelwände nur verschönern. Er läßt darum auch zu, daß der Europäer und Amerikaner die

oben erwähnten Plätze ohne Vergütung benutzen darf. Teehäuser, Restaurants, Weinschenken und Theater werden in dieser Weise zu Reklamezentren benutzt. Nicht nur das. Die Leute halten die Weißen, welche die Anbringung der Reklame leiten, auf der Straße an und bitten sie, das Innere ihrer Häuser auch so zu dekorieren.

Plötzlich sehen wir ein großes Gedränge in der engen Straße. Etwas wird frei verteilt. Hunderte von Händen hasten danach. Zwischen den Erwachsenen versuchen sich die Kinder durchzudrängen. Weiße, von chinesischen Dolmetschern begleitet, verschicken Zigaretten an Männer, Frauen und Kinder. Mit jeder Zigarette wird ein Zirkular verteilt. Da viele der Chinesen noch nie eine Zigarette geraucht haben, so wird ihnen vorgezeigt, wie das wohlriechende Kraut zu handhaben ist. Was uns am meisten auffällt, ist, daß niemand die Zirkulare wegwirft. Wer sie nicht selbst lesen kann, nimmt sie mit nach Hause. Hier ist einer der Hauptpunkte, warum eine derartige Reklame in China erfolgreich ist, als bei uns. Das geschriebene oder gedruckte Wort wird geehrt. So lehrte Konfuzius, und daran halten die Chinesen auch heute noch fest. Etwas Gedrucktes oder Geschriebenes wird nie weggeworfen. Hat es seinen Zweck erfüllt, so wird es verbrannt. Vorher aber wandert es von Hand zu Hand. Die vielen, die nicht lesen können, lassen es sich vorlesen.

In ähnlicher Weise sehen wir auch amerikanische Patentmedizinsticker verteilen. Hier werden Pillen zur Förderung der Verdauung, Pillen gegen Kopfschmerzen, Pillen für Blutreinigung frei weggegeben mit den dazu gehörigen Zirkularen. Nimmt ein Chinese, der nicht lesen kann und noch nicht von anderen, die es können, darüber informiert ist, drei verschiedene Pillen auf einmal, so schadet es gewöhnlich auch nichts.

Auch Kalender, Fächer und Regenschirme sowie andere Gebrauchsgegenstände sehen wir, die mit ausländischer Reklame bemalt sind.

Die chinesische Presse wird ebenfalls von europäischen und amerikanischen Firmen für Reklamezwecke verwendet. China besitzt die älteste Zeitung der Welt. Die „Peking Gazette“ wurde im 7. Jahrhundert gegründet. Gegenwärtig werden über 500 tägliche und wöchentliche Zeitungen publiziert. Die meisten haben nur eine kleine Auflage. Selten wird 5000 erreicht. Jedoch geht jedes Exemplar durch viele Hände. In den Teehäusern lesen die Märchenerzähler auch nebenbei die Zeitungen vor. Dadurch kommt die Reklame trotz geringer Zirkulation zu den Ohren vieler Tausende.

Die Kosten, die mit einer großzügigen Reklame verbunden sind, sind viel geringer als bei uns. Mit Ausnahme der Gehälter der Weißen sind die anderen Ausgaben nur ein Viertel so groß wie bei uns.

Grundsätzlich.

Der eine hat einen einzigen Grundsatz, der andere legt sich eine ganze Sammlung zu, man begreift kaum, wie er sie mit sich schleppt. Wie schwer muß es der Mann haben, der nach und nach folgende grundsätzliche Äußerungen zum besten gab: Er läßt die Leute grundsätzlich an sich herantreten und tut grundsätzlich niemals den ersten Schritt zu ihnen. Er spricht grundsätzlich nicht mit Leuten, die ihm unsympathisch sind. Er klebt die Briefmarke grundsätzlich gerade auf, den Kopf nach oben. Er fikt grundsätzlich nie ein Ausrufungszeichen. Bei jedem Zeichen einer Erkrankung nimmt er grundsätzlich zum Schwitzen ein. Er gibt grundsätzlich keinem Bettler. Er trinkt grundsätzlich nicht mehr als sechs Glas Bier und ist grundsätzlich nur drei Kartoffeln. Er trinkt grundsätzlich nach vier Uhr keinen Kaffee. Logiergäste nimmt er grundsätzlich nicht auf. Boshetten erzählet er grundsätzlich nicht weiter. Er bezahlt seine Rechnungen grundsätzlich erst nach drei Monaten. Bei Nachnahmeseudungen verweigert er grundsätzlich die Annahme. Drohungen mit dem Gericht läßt er grundsätzlich unbeantwortet. Er liest grundsätzlich jedes Buch zu Ende. Er fikt sich grundsätzlich nichts an, worüber alle Zeitungen schreiben. Er läßt grundsätzlich keine Frauenhand. Er gebraucht grundsätzlich niemals das Wort „Freund“ und „Liebe“. Im fremden Gasthof legt er sich grundsätzlich erst ins Bett, wenn es vor seinen Augen frisch bezogen wird. Streitenben Menschen geht er grundsätzlich aus dem Wege. Das Wort „unmöglich“ erkennt er grundsätzlich nicht an. Er gebraucht grundsätzlich kein Fremdwort. Wenn es irgend angeht, läuft er grundsätzlich in der Fabrik und nicht beim Händler. Theaterkarten bezahlt er grundsätzlich nicht. Zu feierlichen Anlässen schreibt er grundsätzlich nicht mehr als eine halbe Seite. Er ist grundsätzlich darauf bedacht, sich vor den anderen nicht hervorzutun. Er legt sich grundsätzlich nicht auf eine bestimmte Meinung fest. Siegfried Jacoby.